

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 95 Bromberg, den 26. April 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

(2. Fortsetzung.)

II.

Die Sonne lag in strahlendem, aber schon etwas kaltem Glanz auf der Rennbahn im Bois de Boulogne. Wer in Paris Zeit und Geld hatte, war hinausgeeilt, um an diesem leuchtenden Herbsttag die edelsten Vollblüter Frankreichs im Kampf mit den Vertretern der britischen Inseln zu sehen. Das Rennen um den Preis von Paris versprach eine Sensation größten Stils zu werden. Die aufgeregt heitere Stimmung, der Reiz der Ungewißheit lag wie ein unsichtbarer, prickelnder Zauber über dem grünen Rasen. Mit Wellen von brennenden Farben protzten die Dahlienbeete, die in dem Menschengewühl — wie unabsichtlich hineingestreut — auftauchten.

In einer Eckloge der Tribüne des ersten Platzes saß ein altes, zierliches Dämchen. Unter dem Hut, der eine leise Reminiszenz an das entschwundene Kapotthütchen zu sein schien, stahlen sich anmutig Silberlöckchen hervor.

Ein schwarzes Seidenkleid mit kostbaren Spitzen umschloß die etwas rundliche, aber noch immer jugendliche Gestalt. Im smarten Renndreß lehnte nachlässig neben ihr eine schlankhüftige junge Dame. Den schmalrandigen Filzhut tief in den Nacken gezogen, sah sie mit gelangweiltem Ausdruck auf die Bahn, über die die Blusen der Jockeys wie bunte Bälle hüpften.

Die Augen der vielen jungen Männer gingen immer wieder über die Rennprogramme hinweg nach der feingliedrigen Frau, deren schmiegsame Linien sich wie eine graziöse Silhouette gegen den tiefblauen Himmel abhoben. Mit der Selbstverständlichkeit, die nur die Gewöhnung mit sich bringt, übersah sie die Bewunderung, die von allen Seiten auf sie zuströmte.

„Willst du das nächste Rennen wieder vorüber lassen, Großmutter?" fragte sie plötzlich und trommelte nervös auf der Brüstung der Balustrade. Das Lorgnon, mit dem die alte Dame unablässig die Besucher gemustert hatte, ohne den Vorgängen des Rennens Beachtung zu schenken, senkte sich. „Aber, Lilo, du weißt doch, wir setzen nur im fünften Rennen. Oder hast du einen anderen Tip bekommen?"

Die feinen Schultern unter dem fliederfarbenen Samt zuckten ärgerlich. „Ich habe noch nie einen Tip bekommen, Großmutter, von wem auch? Ich denke, das ist dein Ressort."

Die Großmutter antwortete nicht. Ihre Blicke suchten wieder den Hundertfrankentoto, an dem jetzt die Einsätze für das nächste Rennen gemacht wurden. „Lilo, kennst du den jungen Mann dort im hellgrauen Anzug? Den dort, der bei den jungen Mädchen steht, neben dem unmöglich angezogenen Bohemien mit dem grünen Seidenschlips!"

Langsam wandte Lilo den Kopf. „Keine Ahnung, Großmutter, noch nie gesehen!"

„Es würde mich interessieren, zu erfahren, wer er ist. Ich beobachte ihn seit Beginn der Rennen. Er löst jedesmal ein Hundertfrankentiket . . . Aber an der Gewinnkasse habe ich ihn noch nie gesehen. Er scheint ebenso leidenschaftlich wie unglücklich zu spielen. Aber seine Verluste scheinen ihn nicht zu betrüben."

Gehorsam erhob sich Lilo und schlenderte die Treppen der Tribüne hinab. Während die Leute des Turfs, die die schöne Blondine und ihre Großmutter zu ihrem Kreise zählten, wenigen Eingeweihten ihren Namen ins Ohr flüsterten, grüßten sie liebenswürdig und ein wenig vertraulich.

„Die reizende Lilo de Pirelle! Dort oben sitzt die Großmutter."

Der junge, englische Rennstallbesitzer richtete sein Fernglas auf die Genannte. „Ich kenne sie, wenn ich nicht irre, habe ich die beiden Damen beim Derby in Epsom gesehen."

„Schon möglich, sie machen jeden Rennplatz unsicher."

Das Fernglas sank von den Augen des Engländers. „Zweifelhaft?"

„Man weiß nicht recht. Die Großmutter ist bekannt in der Pariser Gesellschaft. Niemand weiß, wovon sie lebt. Sie bewohnen ein altes kleines Palais in Faubourg St. Germain. Das soll aber auch das einzige sein, was sie besitzen. Die wirklich gute Gesellschaft tritt ihr jedenfalls mit Vorsicht gegenüber, trotz ihres alten, einwandfreien Adels."

Lilo ging indessen, die Melodie des neuesten Schlagers, den die Trompeten der Militärkapelle eben über das Feld wirbelten, auf den Lippen, zu dem Hundertfranktoto, an dem der junge Mann im hellgrauen Anzug einige Tikets löste. Sie blieb stehen und hob den Kopf, als mustere sie die Pferde, die mit kleinen, stolpernden Schritten von winzigen Stallburschen im Ring herumgeführt wurden.

Der junge Mann kehrte in den Kreis seiner Bekannten zurück, wo ihn lauter Jubel empfing. Namentlich der grüne Seidenschlips tat sich durch geräuschvolle Munterkeit hervor. „Nummer 13 gewinnt! Wirst sehen. I' hob' die ganze Nacht von einer Dreizehn träumt, die auf anem Pferd durch die Wolken g'flogen is!" — rief er in deutscher Sprache, ohne sich zu bemühen, seinen bayerischen Dialekt zu vertuschen. Der Hellgraue übersetzte anscheinend den kleinen Pariserinnen die vertrauensvolle Prophezeiung.

Lilo trat einige Schritte näher. Jene unbeschreibbare weibliche Anziehungskraft ließ Reginald Solm den Kopf wenden. Er stutzte mitten im Satz, dann ergriff er den Arm des Bohemiens, dem jeder Kundige seine Zugehörigkeit zur Gilde der Maler vom Montmartre ansah. „Wer ist dieses entzückende Mädchen?" flüsterte er.

Die Blicke des Bohemiens suchten ungeniert Lilos Gesicht, und er sprach eifrig auf seinen Freund ein. Lilo schien dies nicht zu bemerken. In ihrem knapp sitzenden, die Figur eng umschließenden Samtkostüm stand sie unentschlossen. In der Hand zerknüllte sie achtlos einen Hundertfrankenschein. Schloß sich dem Strom der Menschen an, der immer dichter die Totokasse umsäumte, teils um zu setzen, teils um einen Blick auf die Tafeln zu erhaschen, deren Nummern mit klapperndem Geräusch beim Lösen jedes neuen Tikets vorwärtssprangen.

Nummer 13 wurde immer wieder verlangt, es war offensichtlich, daß sie Favorit werden würde. Eingekeilt stand sie zwischen erregten, neugierigen Menschen, die das Springen der Zahlen wie hypnotisiert verfolgten.

„Haben Sie schon gesetzt, gnädiges Fräulein?"

Obwohl Lilo darauf gewartet hatte, angesprochen zu werden, war sie doch erstaunt, wie es dem jungen Mann gelungen war, in dem Menschenknäuel zu ihr vorzudringen.

Mit der Ungeniertheit des Rennbahnbesuchers, für den jeder ein Genosse von Gewinn und Verlust ist, gab sie Antwort. „Ich schwanke noch, sollte 13 Favorit werden, so möchte ich mich lieber für die 23 entscheiden. Ich hasse Favoriten."

Reginald Solm lachte sie an. „Ich halte es immer für das Vernünftigste auf den Sieger zu setzen. Sehen Sie sich doch die 13 an. Das Pferd ist ja nicht zu schlagen. Und außerdem —" über sein frisches Gesicht flog ein warmer Schein — „der Jockey trägt dieselben Farben wie Sie, gnädiges Fräulein!"

Lilo blickte nach dem Ring, in dem jetzt die Pferde schon unter ihren Reitern herumgeführt wurden. Tatsächlich, der zwergenhafte Reiter, der auf dem Rücken des großen Braunen wie ein kleiner Affe hockte, trug eine Seidenjacke, die die Fliederfarbe ihres eigenen Kostüms zeigte.

„Darf ich das Tiket für Sie besorgen, gnädiges Fräulein?" Sein Französisch war flüssig, aber es entbehrte doch jenes besonderen Akzents, den der geborene Pariser hat.

Die Pferde verließen den Ring und wurden auf die Bahn geführt. Das Gedränge wurde immer schlimmer. Die Wetter, die bis zum letzten Augenblick zögern, in der Hoffnung, beim Aufgalopp noch irgend etwas zu erfahren, rückten jetzt im Sturmschritt heran.

„Also . . . Nummer 13" — sagte Lilo und reichte dem ihr gänzlich Fremden die Hundertfranknote, indem sie — nach altem Aberglauben — den Schein dreimal betupft hatte.

Mit einem wahren Hechtsprung stürzte Reginald Solm sich in das Gewühl. Lilo blickte zur Tribüne hinauf. Die Großmutter war aufgestanden und winkte ihr mit beiden Händen zu, indem sie abwechselnd einige Finger hoch in der Luft spreizte.

Was wollte die Großmutter nun wieder. Verständnislos zuckte sie die Achseln.

Reginald kehrte zurück und drückte ihr das kleine Papptäfelchen in die Hand. „Nach dem Rennen an der Auszahlungskasse!" — sagte er siegessicher. Und dann als sie schon einige Schritte zur Tribüne zurückgelegt hatte: „Ich bitte sehr um Verzeihung, Mademoiselle — die Aufregung — mein Name ist Reginald Solm!"

Mit einer bezaubernden Anmut nickte sie ihm zu und setzte ihren Weg fort, während er mit jungenhafter Eile zu seiner Gesellschaft lief, die schon auf der Barriere eine auffallend heitere Gruppe bildete, über der der grüne Seidenschlips wie ein Landsknechtsfähnlein im Winde wehte.

Madame de Pirelle empfing ihre Enkelin mit aufgeregten Worten: „Du hast hoffentlich die 23 gesetzt, Lilo!"

„Die 23? Du hattest mir doch gesagt die 13!"

Seufzend sank die alte Dame in ihrem Stuhl zusammen. „Aber Kind, ich habe dir doch hinübergewinkt — 3 und — zwan — zig! Soeben war Charles hier. Er hat es im Stall erfahren, 23 gewinnt."

Eine kleine senkrechte Falte erschien auf Lilos Stirn. „Zuhause hat Charles versichert, die 13 müsse gewinnen." Sie suchte in ihrer Handtasche nach dem achtlos hineingesteckten Tiket. Sie stutzte. Um das rote Papptäfelchen war der Hundertfrankenschein, den sie ihrem neuen Bekannten gegeben hatte, säuberlich herumgewickelt. Sie lächelte. „Soll ich noch die 23 für hundert Franken holen, Großmutter?"

„Ich verstehe dich nicht, Lilo, du weißt doch, daß es meine letzten hundert Franken waren, die ich dir gab."

Das Läuten der Startglocke schnitt jedes weitere Gespräch ab. Wie von der Sehne geschnellte Pfeile flogen die Pferde ab, deren Reiter bestrebt waren, gleich zu Anfang des Rennens eine günstige Position zu erlangen. Nummer 13 hatte den besten Start erwischt. Die fliederfarbene Jacke Garners leuchtete mit zwei Längen in Front.

Die Großmutter ergriff Lilos Handgelenk und preßte es in der Aufregung. Das Lorgnon zitterte vor ihren Augen.

Lilo warf einen Blick über die Barrieren. Der junge Mann, der ihr das Tiket besorgt, wandte der Bahn den Rücken und schwenkte triumphierend seinen Hut.

Ein Summen, wie von tausend ausgeschwärmten Bienenvölkern lag über den Massen in der Luft. Das Feld hatte sich eng zusammengeschoben. Wie in einem Kaleidoskop wechselten die bunten Farben der Seidenjacken, schoben sich nebeneinander und lösten sich in der Führung ab.

Nun bog das Feld in die Gerade. Das Summen wuchs zum Sturme an, über dem vereinzelte laute Rufe wie emporschießende Vögel aufstiegen.

„Sainte Madame — Nummer 13 — Nummer 13 . . . nicht doch Valeureuse — Nummer 23 kommt!"

Die Pferdehufe federten über den weichen Rasen . . . Wirbelnd kreisten die Peitschen in der Luft.

Madame de Pirelle war aufgestanden. Mit vor Aufregung zitternder Stimme schrie sie immer wieder den Namen ihres Pferdes: „Sainte Madame — Sainte Madame . . .!" Es klang wie ein Stoßgebet.

Lilo betrachtete sie von der Seite. Diese ständige Elastizität war ihr ein immer neues Rätsel. Wenn nun schon Sainte Madame gewann! Dann würde die Großmutter eine Flasche Pommery trinken, und morgen war es wieder dasselbe Bild. Die Hoffnungen, die auf den Favoriten gesetzt waren ,sollten sich nicht erfüllen. Aus dem Rudel schob sich die schwarze Jacke der Nummer 23 heraus, passierte in der Distanz den fliederfarbenen Dreß, und unter einem Aufschrei der Überraschung, der aus tausend Kehlen kam, steckte der Außenseiter als erster den Kopf durchs Ziel.

Auch bei der Gruppe, die Reginald Solm umstand, hatte der unerwartete Ausgang des Rennens heftige Erregung hervorgerufen.

„Sapperment! — haben wir heute Dusel!" — schrie der Seidenschlips. „Schon wieder hundert Franken über den Acheron geschwommen!"

„Acheron?" fragte die pikante Rotblonde in dem auffallenden Seidenfähnchen aus der Rue Parnasse. „Wieso Acheron?"

„Weil . . . wenn, wer da einmal hinüberschwimmt, auf ewig in dem Meer des Nichts verschwunden ist" — erwiderte der Maler trübsinnig. „Na, wie ist es, Regi, für heute ist unser Verlustkonto genügend hoch, net wohr?"

„Aber, Xaver, was macht's denn? Die Limonade von Tante Clifford muß es wieder einbringen. Morgen werden wir einen schauderhaften Brief voll Zerknirschung und Selbstanklagen senden, und übermorgen klingelt der mit Recht so beliebte Telegraphenbote mit der freundlichen Überweisung an." Er lachte übermütig. „Ein Glück, daß die alte Dame zur Verjüngung in Berlin ist. Da geht alles schneller."

„Woaßt" — meinte philosophisch Xaver Beißwanger, „ich mein', die alte Dame läßt sich so oft verjüngen, bis sie überhaupt nimmer stirbt. Paß' auf, die kommt nächstens hierher und macht der Lolotte Konkurrenz!" — dabei faßte er die aufquietschende Rotblonde ungeniert um die Taille.

Reginald brannte darauf, seine neue Bekannte wiederzufinden. Er war etwas ängstlich, wie sie seinen Scherz mit dem von dem Hundertfrankenschein umwickelten Tiket aufgenommen habe, obwohl ihm Xaver erzählt hatte, daß man von den Damen Pirelle munkle, sie lebten vom Spiel und in sehr dürftigen Verhältnissen. Er überlegte sich schon, wie er die Angelegenheit als ein Versehen hinstellen könne.

Auf der Tribüne hatten sich die Besucher erhoben, um neue Informationen zu sammeln. Es war im Augenblick unmöglich, Lilo wiederzufinden.

Ob sie wohl wieder zum Hundertfrankenschalter käme? Reginald beschloß, sich an derselben Stelle, die ihre Bekanntschaft vermittelt hatte, aufzustellen. Das Geplapper der kleinen Pariserinnen, die über jedes aparte Kostüm, jeden extravaganten Schirm mit einem leichten Aufschrei der Bewunderung quittierten, schien ihm auf einmal fade und geschmacklos. Der derbe, drastische Ton Xavers fiel ihm geradezu auf die Nerven. Die ganze sonnenfrohe, buntfarbige Atmosphäre dieses Renntages wurde grau und trübselig für ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Mayers schöne Schuhe.

Humorske von G. Buetz-Dessau.

Grämlich betrachtete Mayer seine neuen Schuhe. Prächtig, braun wie die reife Kastanie blinken sie zu ihm herauf; zu ihrem Kauf hat Geld gehört, man sieht es schon von weitem.

Mayer, Reisender für Kampf und Sohn, Textilien Engros, steht mit kurzen, gespreizten Beinen in der offenen Hotelzimmertür und pfeift nach dem Boy, der mit säuselndem Lächeln über die Läufer schwebt.

„Sie, schicken Sie mal den Portier! Daß der Mann mir Achtung auf die Schuhe gibt! Keine Wichse, dann ist mir gleich alles verpatzt ... Nee, nee, schenken Sie sich man die Widerrede! Es sind nicht meine ersten neuen Schuhe. N' Abend, Portier. Also bloß mit n' wollenen Lappen übergehen! Und sagen Sie mal, Mann, wenn ich die Dinger vor die Tür stelle, werden sie mir auch nicht jeklaut? In solcher Zeit? Man weiß das nie ...“ Mißtrauische Falten liegen um Mayers glattrasiertem, ein bißchen mickrigem Allerweltsgesicht.

„Bitt' Sie, Herr. In unserem vornehmen Hause und nicht mal Schuhe sicher! Was soll denn im Stockwerk unter Ihnen der Herr aus Mannheim sagen, der seinen ganzen Koffer gestrichen voll Juwelen hat?“ Breit grinst der Portier, seine Verachtung zu bemänteln.

Mayer wiegt bedenklich den Kopf; er glaubt an die Juwelenkoffer nicht. „Reden Sie nicht groß! Wer hat denn bei den miesen Zeiten noch 'ne anständige Kollektion? Erzählen Sie doch sowas einem Manne wie mir nicht!“

Brummend zieht Mayer sich zurück, fährt aber wieder hastig mit dem Kopf aus der Tür, erinnert noch einmal an die Schuhe. Das hat dem Pförtner aus dem feudalen „Eden“ bloß noch gefehlt! Für den Boy ist Mayer längst schon Luft; das kesse Stubenmädchen lacht ihn aus.

Im Stockwerk tiefer schließt der Herr aus Mannheim seine Musterkoffer sorgsam zu. Alles klappt. Er wird die wertvolle Kollektion morgen bei dem Juwelenhaus vorlegen. Alle Vorverhandlungen berechtigen zu der Hoffnung, daß man zum Abschluß kommt. Solch wertvolle und erlesene Stücke können auch den höchsten Anspruch befriedigen. Das ist Grund genug, sich den Abend auf das angenehmste zu gestalten.

Einen Augenblick zögert der Herr aus Mannheim noch. Ob man die Koffer in die Stahlkammer des Hotels gibt? Erscheint nicht ratsam; man lenkt dadurch erst die Aufmerksamkeit auf sich. Der dreifache Koffer genügt, dazu die Panzerung der Kassette.

Langsam schließt der Herr aus Mannheim ab, prüft sorgsam den Verschluß, riegelt zu, verstaut das Gepäck im Schrank und geht. Ein eleganter, höflicher Mann, dem das Zöfchen nachdrücklich, doch vergebens in die Augen blickt. Der Herr aus Mannheim hat in derlei Dingen einen anderen Geschmack.

Inzwischen stellt der Reisende Mayer ein Stockwerk höher die kastanienfarbenen neuen Schuhe vor die Tür. Mißtrauisch blickt er sich um. Das schöne teure Stück! Und man weiß nie ... Was heißt das, vornehmes Haus? Da steigen die Langfinger am ehesten ab. Mayer hat der Stubenfee seine Bedenken noch einmal nachdrücklich auseinander gesetzt. Dann erkundigt er sich sachlich nach gewissen Örtlichkeiten. „Es wäre mir lieb, Fräulein, wenn Sie die Schuhe gleich mitnehmen würden. Wecken um acht!“

Zögernd entschließt sich Mayer, in Anbetracht der Schuhe ein Trinkgeld zu geben. Der Erfolg ist der Höhe der Spende angepaßt; achtlos hingeworfen stehen Mayers schöne Schuhe fünf Türen davon am Treppengang, herrenlos und unbetreut.

Doch Mayer schläft. Es schlummert das ganze Hotel, und selbst der Portier nickt in der Nachtloge ein. Nur noch der Herr aus Mannheim fehlt. In allen Gängen summt das Licht, verbreitet schattenlose Helligkeit.

Graudunkel und schmal huscht eine Gestalt. Ein schräger, flirrender Strich malt sich an der Wand. Dann rauscht das Wasserrohr und nimmt den Ton eines blitzschnell gedrehten Dietrichs fort. Nach Minuten wiederholt sich das gleiche Spiel, nur fällt der Schatten an der Wand in entgegengesetzter Richtung. —

Der Herr aus Mannheim hat erregte Stunden hinter sich. Doch die bewußten Koffer haben ihn gezwungen, zwischen Mitternacht und Morgen heimzugehen. Er summt diskret ein Lied, tritt ein, sieht sich im hellen Zimmer gewohnheitsmäßig um. Alles liegt unberührt am gleichen Platz; Schlösser unversehrt, Sicherheitsgurte nach dem Geheimkniff gelegt.

Der Herr aus Mannheim gibt seine Prüfung auf, richtet sich hoch und lächelt diskret ... Sicherlich, sie war eine reizende und dabei todsicher anständige Frau, die ihm so angenehm die Stunden kürzte. Sein Kopf ist klar. Wenn er auf Kollektion reist, trinkt er nie. Fabelhaftes Geschäft, das er morgen macht. Der Herr aus Mannheim steigt in das Bett, lächelt noch einmal und schläft.

Mayer liegt wach ... Als die Uhr den Zeiger auf sechs schiebt, klingelt er schon. Er hat heute nacht ein Geräusch gehört. Man weiß doch nie ... die braunen Schuhe sind unter Brüdern 25 Emmchen wert.

„Männeken, sagen Sie, was Sie wollen! Hat für mich alles gar keinen Wert. Hau'n Sie ab und stellen Sie mir die Schuhe hier vor mein Bett! Ich hab' die Nacht so'n leises Geräusch gehört ... Pappalapapp, ist mir janz ejal. Die braunen Schuhe her! Ich bin nun mal für ausgesprochene Sicherheit.“

„Wie Sie wünschen, mein Herr.“ Eisig im Ton, Andeutung die Verbeugung, zieht sich der Boy zurück, weht über die Läufer, auf denen schon der Staubsauger heult, und flötet ins Haustelephon: „Die Schuhe von Nummer 67, sofort!“ In eindrucksvoller Pose verharrt er, der Ding' wartend, die da kommen sollen.

Jedoch, wie es im Leben manchmal anders kommt als gedacht — die Schuhe von Nummer 67 kommen nicht. Ein zweiter Anruf bringt sie nicht herauf. Der Boy bemüht sich nun selber. Das Stubenmädchen läuft heftig. Schließlich laufen fünf Mann vom Personal treppauf und -ab nach braunen Halbschuhen — aber die schönen, teuren Schuhe des Herrn Mayer sind verschluckt, sind fort ...

Es donnert, schimpft und protestiert in allen Gängen. Der Herr Geschäftsführer in eigener Person bearbeitet eingehend den Fall. Es kriselt im Bureau; man läuft, vertuscht, ruft an, beschwert sich und beruhigt. Dann läuft erneut, was Beine hat, und sucht — die braunen Stiefel des Herrn Mayer.

Das Stubenmädchen heult. Es hilft nichts, läßt sich nicht mehr verschieben. Nummer 67 klingelt schon zum vierten Mal Alarm. Wenn man nicht das ganze Hotel aus den Federn holen will, muß etwas geschehen. Der Herr Geschäftsführer in eigener Person gibt sich entsprechenden Ruck.

Noch ehe Mayer mit beiden Beinen aus dem Bett fährt, blaurot vor Zorn, verhallt schon der salbungsvoll schwingende Ton. „Die Direktion kommt selbstverständlich für den gesamten Schaden auf. Wünschen Sie gleichen Ersatz, oder den Wert in Geld? Nur müssen wir bitten: keinen Alarm! Ein uns peinlicher, völlig unerklärlicher Fall.“

Langsam zieht Mayer die schon entblößten Beine wieder unter die schützende Decke zurück. „25 Mark bar; sofort!“

Weiter sagt er nichts. Man weiß nicht, ob die Wut oder die Ermattung nach dem ausgestandenen Schreck ihn so wortkarg macht. Jedenfalls ist die gesamte Angestelltenschaft erleichtert, als zwei Stunden später Herr Mayer das Hotel verläßt. Brummig, mißvergnügt, mit ausgetretenen, leicht gerüsterten schwarzen Schuhen, denen man ansieht, daß sie wirklich ausgedient haben.

„Hoffentlich schadet mir die Aufmachung nicht zu sehr, wenn ich jetzt auf Kundschaft gehe.“ Wütend blitzt Mayer noch einmal mit zwinkernden Augen, verwahrt sorglich die 25 Emmchen und geht. Langsam, bedächtig.

An der nächsten Ecke ruft er ein Auto heran. Dann wurde Mayer nicht mehr gesehen ...

„Der Herr von Nummer 67 hat gesagt, er hätte in der Nacht ein leises Geräusch gehört, und daher sollte ich durchaus auch die Stiefel bringen“, stottert der Boy. Die vernehmende Polizei notiert.

Es war der größte Juwelendiebstahl der letzten zwei Jahre. Und im „Eden“ hatte man noch 25 Mark dazugezahlt.

Wolfsmilch und Aronstab.

Von Dr. phil. R. H. Francé.

Vom April, im Süden unserer Heimat sogar schon im März blühen jetzt wieder allenthalben an den Wegrainen die Wolfsmilchstauden. Niemand beachtet sie, und doch sind sie fürwahr merkwürdige Geschöpfe. Wie absonderlich ist doch ihre Dolde geformt, wie graziös schiebt sich aus jedem Stockwerk ihres Gebäudes eine neue Säulenreihe empor, die wieder je zwei Deckblättchen trägt, aus denen sich das Ganze noch einmal verjüngt, ein Architekturkunststück, das auch die kühnsten gotischen Türme überbietet. Jede Einzelblüte ist ein eleganter Kelch, der sich oben verschmälert. Er birgt die ungemein zarten Staubbeutel der Pflanze. Kleine Schreine, ähnlich den Sparbüchsen der Kinder, oben mit einem Schlitz, aus dem es goldig quillt, und an einem langen, überaus zierlich geschwungenen Stiel eine kleine Birne. Das sind die Staubgefäße und der Mutterschoß, der sorglich das neue Geschlecht bewahrt. Nur stellt es die Wolfsmilch, um die Selbstbestäubung zu vermeiden, so schlau an, daß sie erst, nachdem ihre Weibchen befruchtet sind, den Jünglingen gestattet, aus dem Blütenkelch herauszuwachsen. Um die Eingangspforte dieser so merkwürdige Dinge bergenden Höhle aber ist der Tisch für die Fliegen gedeckt. Vier honigduftende goldgelbe Hörnchen sind ungemein appetitlich ausgelegt. In älteren Blüten müssen die Besucher vor dem Schmaus nur die kleinen Pollenbecherchen wegschieben, in jüngeren fegt die winzige Bürste der Narbe der vom vorigen Besuche gelbbestäubten Fliege wieder den Rücken rein.

Das ganze Raffinement ist hier auf seiten der Pflanze, und die Fliege spielt bei der Sache nur die Rolle der überlisteten Naschhaftigkeit. Dies steigert sich bei manchen Gewächsen sogar bis zur Gewaltanwendung. Der Aronstab (Arum maculatum) der feuchten Niederungswälder begeht im Interesse seiner Fortpflanzung sogar das Verbrechen der Freiheitsberaubung. Er hat Kesselfallenblumen, merkwürdige Tüten mit einem Kolben darin. An dem unteren Teil des Kolbens, gerade dort, wo er nicht mehr so dunkelrot gefärbt ist, umwächst ihn ein dichter Pelz von Borstenhaaren, die aber an den Spitzen nach abwärts gekrümmt sind. Da sich gerade an dieser Stelle auch die Blütenhülle verengert, ist dadurch auf die einfachste Weise das Problem einer nur nach einwärts sich öffnenden Tür gelöst. Es lohnt sich einzutreten, denn hinter dieser Tür begeben sich sehr absonderliche Dinge. dort ist stets Gesellschaft versammelt, meist ein halbes Hundert jener winzigen Mücken, die so oft im ersten Frühjahr an ruhigen, sonnigen Abenden in langen Säulen längs der Wege tanzen. Der Aronstab blüht im März und April, also zu einer Zeit, da man eine geheizte Stube noch ganz gut vertragen kann. Und er bietet den Mücken eine Wärmestube. Ein Stück faules Fleisch, das unaussprechlich riecht, ist für eine Mückenseele ein lieblicher Gedanke, und der Aronkolben täuscht dies vor. Freilich hält er sein Versprechen nicht. Aber indem ihn die Geprellten näher untersuchen, bemerken sie, daß aus der Tür, die ihn unten verschließt, angenehme Wärme dringt. Wer würde sie da nicht öffnen? Einmal darin, ist man jedoch ein Gefangener der Pflanze, wenn man nicht mehr Kräfte als eine Mücke besitzt. Alle fünf Minuten stolpert ein neues Opfer in das dunstige Arrestlokal, in dem die Temperatur oft die eines heißen Sommertages übertrifft. Näher besehen ist es gar nicht so ungemütlich darin. Es gleicht dem Knusperhäuschen, das Hänsel und Gretel entdeckt haben: man kann seine Wände essen, auch einen Teil der Einrichtung. Von dem dichten Kranz von Staubblüten, voll von lachendem Blütenstaub, profitieren die Eindringlinge nichts, denn er bietet seine Schätze vorsichtigerweise erst, wenn die Stunde der Freiheit schlägt. Bis dahin müssen die Arrestanten nur mit Getränk, mit Nektar, vorlieb nehmen. Unter den Staubblüten steht eine ganze Schar weiblicher Blüten, die Honig abscheidet. Es gibt also ein paar Stunden lang ein lustiges Gewimmel. Erfahrene Mücken, die schon an der Nachbarblüte die Sachen einmal mitgemacht haben, streifen im Umherkrabbeln den mitgebrachten Pollen an der richtigen Stelle ab. Zum Dank bietet die vertrocknete Narbe einen Willkommtrunk: ein Tröpfchen Honig. Hat sich das aber ein paarmal wiederholt, öffnen sich jäh neue Vorratskammern, nämlich die jetzt aufblühenden Staubbeutel. Alles stürzt sich auf den Blumenstaub, um sich mit kompakterer Nahrung gütlich zu tun. Da dringt auch schon ein Lichtstrahl in die Finsternis; ein neues Wunder ist geschehen: die Tür öffnet sich von selbst. Die Borstenhaare vertrocknen und schrumpfen zusammen. Neue Sonnentänze winken, und man verläßt die „Kesselfalle“, um schon ein Viertelstündchen später wieder in der nächsten Schenke „Zum lustigen Aronstab“ einzukehren.



Meteor von Arizona gefunden.

Die Entdeckung dieses Meteorsteines setzt einem wissenschaftlichen Streit ein Ende, der die Naturforscher der ganzen Welt in zwei Lager gespalten hatte. Es handelte sich um jenen riesigen Krater, der sich in einem Durchmesser von 1400 Metern und einer Tiefe von 180 Metern auf einer 30 Kilometer langen Hochebene im Norden des Staates Arizona in USA. befindet. Die Wallhöhe des Kraters umragt das übrige Gelände um ungefähr 50 Meter. Die Ursache, weshalb die geologische Bildung des Geländes eine vollkommene Umgestaltung erfahren hatte, war den Forschern bisher nicht klar geworden. Es war ein heftiger wissenschaftlicher Kampf um diesen Krater entstanden, auf dessen Sohle im Laufe der Jahrtausende sich mehrere Seen gebildet hatten. Der eine Teil der Gelehrten war der Ansicht, die Bildung der Mulde sei auf die Wirkung eines Meteors zurückzuführen, während die anderen mit Explosionen rechneten, die aus dem Innern der Erde an die Erdoberfläche drängten und auf diese Weise die Geländeumbildung geschaffen hatten. Seit zwanzig Jahren etwa werden systematische und sehr gründliche und kostspielige Untersuchungen vorgenommen, die jetzt endlich zu einem Resultat geführt haben. Man hat, 200 Meter unter der Krateroberfläche, vergraben unter einer Schicht Meteorsplitter, den Meteorstein selbst entdeckt. Nachdem die Untersuchung des Unterbodens in der Nachbarschaft des Kraters den Beweis erbracht hatte, daß das Felsgestein seinen Zustand nicht im mindesten verändert hatte, mußte die Annahme der Explosionsgase aus dem Erdinnern schon fallen gelassen werden. Das Auffinden des Meteors nun macht dem Gelehrtenstreit endgültig ein Ende. Wissenschaftlichen Untersuchungen zufolge ist man geneigt, das Alter des Kraters auf 20 000 bis 50 000 Jahre zu schätzen.



Nicht auf den Mund gefallen.



„Ja, lieber Mann, Geld gebe ich grundsätzlich nicht; aber da gerade Mittagszeit ist, will ich Ihnen dafür einen Teller Suppe . . .“

„Danke verbindlichst — aber ich habe englische Tischzeit!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.